

Das Deutsche zwischen den Zeilen. Sprachanalyse als nationale Selbstanalyse in Herders *Fragmenten* (1766/1767)

Annika Hildebrandt

Als der Siebenjährige Krieg im Frühjahr 1763 zu Ende ging, läutete dies den Abschied der *Briefe, die neueste Literatur betreffend* ein, die Friedrich Nicolai 1765 ein letztes Mal als »Nachrichten von dem Zustande der deutschen Gelehrsamkeit während des itzt glücklich geendeten Krieges« (Nicolai 1765: 89) charakterisierte.¹ In den Augen eines prominenten Lesers war damit der Zeitpunkt gekommen, an dem die eigentliche Arbeit beginnen konnte. Denn für Johann Gottfried Herder, der die 1759 begründete kritische Zeitschrift der Berliner Aufklärer Gotthold Ephraim Lessing, Moses Mendelssohn und Friedrich Nicolai aufmerksam verfolgt hatte, verlangte diese Zäsur nach einer Bestandsaufnahme der deutschen Literatur. »Auf welcher Stufe befindet sich diese Nation?«, fragte der junge Gelehrte in der »Vorrede« zu seinen Fragmenten *Über die neuere deutsche Litteratur*, die 1766/1767 als dreibändige Nachlese zu den *Literaturbriefen* erschienen: »[U]nd zu welcher könnte und sollte sie kommen?« (Herder 1985: 170; vgl. Gaier 1998: v.a. 180).

Mit diesen grundlegenden Fragen kündigte Herder eine nationale Selbstanalyse an, die vier Kategorien beinhalten sollte: »Sprache, *Geschmackswissenschaften*, Geschichte und Weltweisheit« (Herder 1985: 172; Hervorhebung im Orig.). Nicht zufällig stand dabei die Sprache an erster Stelle, denn schon im ersten »Fragment« wurde diese zum Ausgangspunkt für alle weiteren Bemühungen um die Nationalliteratur erhoben (Jacob 2013: 71; Gaier 2007: 107f.). »Der *Genius* der Sprache ist [...] auch der *Genius* von der Literatur einer Nation« (Herder 1985: 177), postulierte Herder, und daher verknüpfte

1 Eine Verbindung des Zeitschriftenprojekts zum Siebenjährigen Krieg wurde schon in der Einleitung formuliert, in der Lessing die *Literaturbriefe* an einen fiktiven preußischen Offizier adressierte, der im Siebenjährigen Krieg verwundet worden sei. Pragmatisch begründete Nicolai die Kriegsreferenz wie folgt: »Der damalige Krieg spannete alles mit Enthusiasmus an. Um also doch einigermassen etwas Vollständiges zu haben, und sich nicht in ein zu grosses Feld einzulassen, ward beschlossen, die Litteratur seit dem Anfange des Krieges zu übersehen, und diese Uebersicht bis zum Frieden fortzusetzen, den man damals nicht weit entfernt glaubte« (Nicolai 1783: 396f.) Ausführlich vgl. Hildebrandt 2019: 217–224; Rose 2015.

er seine Bilanz der jüngsten deutschen Literatur mit einer analytischen Durchleuchtung ihres Ausdrucksmediums. »Wie fern hat auch die natürliche Denkungsart der Deutschen einen Einfluß in ihre Sprache? Und die Sprache auf ihre Literatur«, fragte er:

»Wie fern kann ihr Reichtum und ihre Armut nach den Zeugnissen der Geschichte von ihrer Denk- und Lebensart entsprossen sein? [...] Wiefern halten auch die Sprachregeln, mit den Gesetzen ihrer Denkart eine Parallele? und wie können die Idiotismen aus ihr erklärt werden? Welche Revolutionen hat die deutsche Sprache in ihrem Wesentlichen erfahren müssen? Und wie weit ist sie jetzt für den Dichter, den Prosaisten und den Weltweisen?« (ebd.: 178)

Mit großen Strichen entwarf Herder einen Plan zur Erforschung der deutschen Sprache, die von der Oberfläche der Wörter in eine metaphorisch verheißene Tiefe führen sollte: in die »Fundgruben«, »Schachten« und »Bergklüfte« des überlieferten Wortschatzes, in dem er das »Genie der Nation« aufzuspüren hoffte. »Wenn die deutsche Sprache eine Berg- und Waidsprache ist«, schrieb er im Anschluss an die Sprachbeobachtungen von Gottfried Wilhelm Leibniz,² dann sollten möglichst viele ihrer Sprecher aufbrechen, um sie »als Gräber und Jäger« zu durchsuchen (ebd.: 191–194).

Bereits in Herders erster Publikation zeigt sich damit ein ausgeprägtes sprachtheoretisches Interesse, das sein gesamtes Werk kennzeichnete und mit der Zeit auch epistemologische und anthropologische Dimensionen erschloss (Gaier 1988). Entscheidend für die Traditionen der Deutschland-Analyse wurde allerdings die frühe Idee einer nationalen Selbsterkundung im Medium der Sprache, die im Zentrum dieses Beitrags stehen soll. Als Ausgangspunkt dient das implikationsreiche Programm der *Fragmente*, in denen Herder sein Konzept einer nationalen Sprachgemeinschaft vorlegte. Dabei soll der bilanzierende Charakter der Schrift ernster genommen werden, als dies zumeist der Fall ist. Es wird zu fragen sein, welche Funktion die eröffneten literarischen und historischen Bezugsräume für Herders Projekt besaßen: zum einen die Referenz auf die Berliner *Literaturbriefe*, zum anderen die auf die Diskurse des Siebenjährigen Kriegs, die in der Zeitschrift einen prominenten Platz einnahmen.

Herders Sprachgemeinschaft und ihre Kontexte

Mit seinem Aufruf zu einer philologischen Selbstanalyse legte Herder die Basis für ein langlebiges Konzept der deutschen Kultur. Sein Appell an die Dichter und Gelehrten des deutschen Sprachraums, ihren gemeinsamen Charakter im geteilten Kommunikationsmedium zu suchen, wurde nicht nur von der eigenen Generation als Auftakt zu einer »ächt nationalen Poesie« verstanden, wie Bernhard Suphan 1877 (XXIV) noch affirmativ

2 Leibniz hatte das Deutsche in seinen *Unvorgreiflichen Gedancken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der Teutschen Sprache* (entstanden 1679/1680, Erstdruck 1717) für seinen differenzierten Wortschatz im Feld der »gemeinen Lebens-Arten und Professionen« gelobt: »Und halt ich dafür, dass keine Sprache in der Welt sey, die (zum Exempel) von Ertz und Bergwercken nachdrücklicher rede, als die Teutsche«; ebenso »von Jagd- und Wäid-Werck, von der Schiffahrt und dergleichen« (Leibniz 1988: 46).

schrieb. Auch in der Forschung gilt seine Idee eines kollektiven ›Genius der Sprache‹ seit Langem als folgenreiche Setzung für das Verhältnis von Literatur und Nation.

Spätestens seit der konstruktivistischen Wende in der Nationalismusforschung besteht Einigkeit, dass die modernen Entwürfe von nationaler Kohäsion um 1800 aufs Engste mit einer individualisierenden Konzeption von Nationalsprachen verschränkt waren, die Benedict Anderson (2006) treffend als »private-property languages« (68) bezeichnet hat. Zumal in der Situation des Alten Reichs, in dessen politischer und konfessioneller Pluralität man nationale Gemeinschaft allenfalls als »Einheit in der Vielheit« (Hien 2015: 29) denken konnte, besaß die metonymische Ersetzung der deutschen Nation durch eine deutschsprachige Nation eine besondere Attraktivität (vgl. Böhler 2002: 20–22). Mit Blick auf diese Substitution wird Herders Werk die Funktion einer »kopernikanischen Wende« (Koselleck 1992: 283) zugeordnet, die Sprache und Poesie ins semantische Zentrum der Begriffe ›Nation‹ und ›Volk‹ rücken ließ. Angefangen bei den einzelnen Wörtern, wurde das Sprachmedium als privilegierter Ausdruck eines »Gleichklang[s] innerer Werte« (ebd.: 317) theoretisiert, der die nationale Gemeinschaft begründete, äußere Formen staatlicher Organisation ideologisch überlagerte (Adler 2000: 44) – und damit seinerseits Ideologisierung einer ›Kulturnation‹ (Friedrich Meinecke) hervorbrachte (vgl. Schmidt 2007).

Angesichts dieser weitreichenden Konsequenzen ist die Frage nach dem literatur- und diskursgeschichtlichen Einsatzpunkt von Herders Sprachkonzept immer wieder mit hoher Dringlichkeit gestellt worden. Dabei hat sich vor allem ein ideengeschichtlicher Erklärungsansatz etabliert, durch den die Beschwörung eines nationalen Sprachgenius als theoretischer Import aus Frankreich profiliert worden ist, der den deutschsprachigen Literaten letztlich die Autonomie von der übermächtigen französischen Kultur in Aussicht gestellt habe (Wiedemann 1986: 144–146; Frühwald 1986: 135–138). Als Stichwortgeber gelten dabei zu Recht Étienne Bonnot de Condillac, der allen Nationen 1746 ein unverwechselbares *génie de la langue* attestierte (*Essai sur l'origine des connaissances humaines*, II, 15), sowie Charles Louis de Montesquieu, der nicht nur die Sprache, sondern auch die Sitten, Gebräuche und Gesetze von politischen Gemeinschaften 1748 auf einen jeweils charakteristischen Nationalgeist (*esprit général*) zurückführte (*De l'esprit des lois*, XIX; vgl. Faulstich 2008: 432f.).

Aber so überzeugend diese kulturtheoretische Genealogie ist: Mit ihrer bewusst europäischen Perspektive hat sie eine Leerstelle hervorgebracht, die den deutschen Kontext von Herders Spracharbeit betrifft. Die bestehenden Studien bieten letztlich keine Antwort darauf, in welchen nationalen Debatten sich der Gelehrte positionierte, indem er die französischen Konzepte zu Leitbegriffen für eine Analyse der deutsch(sprachig)-en Literatur um 1750 machte. Dieser Umstand ist umso erstaunlicher, als Herder die *Fragmente* als Bestandsaufnahme der Berliner *Literaturbriefe* verstanden wissen wollte, die sich – wie das eingangs angeführte Zitat von Nicolai verdeutlicht – der deutschen Literatur im Zeitraum des Siebenjährigen Kriegs verschrieben hatten. Mehr noch: Herders Schrift spart nicht mit Hinweisen darauf, dass hier an eine historisch-kulturelle Hermeneutisierung der deutschen Sprache angeknüpft wurde, die auf die patriotischen Diskurse dieses Kriegs verwies. Wenn Herder die »deutsche rauhe Stärke« und die »wahre Nationalliebe« lobte, die Johann Wilhelm Ludwig Gleims *Preussische Kriegslieder von einem Grenadier* (1758) zum »Gränzstein« (Herder 1985: 350) der deutschen

Literatur gemacht hätten,³ bildete das ein vernehmliches Echo von Lessings zugehörigem »Vorbericht«, in dem der »Ton« des fiktiven Grenadiers mit der »naive[n] Sprache« und der »ursprünglich deutschen Denkungsart« der alten »Barden« (Lessing 1758: unpag.; Hervorhebung im Orig.) verglichen worden war. Entsprechend scheint es keine beliebige Metapher zu sein, wenn Herder die Analyse der nationalen Sprache als Bewaffnung der deutschen Autorengemeinschaft imaginierte. »Lernet also, ihr Kunstrichter, eure Sprache kennen«, forderte er: »[F]ür den Dichter schmiedet ihr Donnerkeile; für den Redner glänzet ihr seine Rüstung; für den Weltweisen schärfet ihr die Waffen« (Herder 1985: 177).

Im Folgenden soll deshalb der Versuch unternommen werden, die martialischen Konnotationen der Sprachdebatten um 1750 genauer auszuleuchten. Welche literatur- und kulturtheoretischen Diskurse motivierten es, dass die Berliner Aufklärer den Siebenjährigen Krieg zum Anlass für neue Entwürfe einer nationalen Dichtungssprache machten? Und welche Funktion hatte es für die deutsche Selbstanalyse der *Fragmente*, wenn Herder den kriegerisch kodierten Sprachdiskurs auch für die Friedenszeit nach 1763 in Anspruch nahm? Anhand dieser Fragen soll den kulturdiagnostischen Implikationen nachgegangen werden, die Herders Analyse der deutschen Sprache besaß.

Sprach- und Kriegsdiskurse in der deutschen Literatur um 1750

Wer sich in der Literatur des Siebenjährigen Kriegs umsieht, der bemerkt schnell, dass Herders analytisches Interesse am Deutschen nicht nur in europäischen Kontexten stand. Das Anliegen der *Fragmente*, ein Fazit aus den Berliner Briefen, die *neueste Literatur betreffend* zu ziehen, kann hier beim Wort genommen werden. Schon seit den 1750er Jahren waren die nationalen Qualitäten der Sprache in den Fokus der Berliner Aufklärer gerückt, die dezidiert im Kontext des Krieges sprachen.

Wie erwähnt, hatte Gleim die Siege des preußischen Heeres seit 1757 mit Kriegsliedern flankiert, die nicht nur der Herausgeber Lessing für ihren »alte[n]«, »männliche[n]« und »deutsche[n]« (Lessing 1758: unpag.) Ausdruck feierte. Die Faszination für die betont schlichte Sprache, die Gleim für die Rollenfiktion eines einfachen Soldaten im Gefolge Friedrichs II. entworfen hatte, zog sich durch das gesamte Netzwerk der Berliner Aufklärung. Karl Wilhelm Ramler zeigte sich begeistert über die »alte, naive, starcke Sprache« des Grenadiers (Ramler an Gleim, 9. April 1758, in Gleim/Ramler 1906/1907: II, 326). Und auch Johann Peter Uz lobte »Kürze«, »Stärke« und »Feüer« der Lieder, um zu resümieren: »L’Air d’Antiquité steht [...] dieser kriegerischen Muse sehr wohl an« (Uz an Gleim, 28. August 1758, in: Gleim/Uz 1899: 296).

3 Auch an anderen Stellen der *Fragmente* schrieb Herder den preußischen Kriegsliteraten besonderes »Verdienst um die Sprache« (Herder 1985: 193) zu. »[I]n der Prose« lobte er neben Lessing »Abbt«, der 1760 die Schrift *Vom Tode für das Vaterland* veröffentlicht hatte; »[i]n der Dichtkunst Ramler, Kleist und insonderheit Gleim« (Herder 1985: 193), die alle durch Kriegsliteratur auf Friedrich II. hervorgetreten waren. »Gleims Kriegslieder und sein versifizierter *Philotas*«, schrieb Herder, »sind voll von dieser deutschen Stärke« (Herder 1985: 193).

An der patriotischen Lyrik der preußischen Kriegspartei entzündete sich somit ein Diskurs über die nationalen Spezifika poetischer Sprache, der sich rasch in allgemeine literaturkritische Kontexte verbreitete. In den *Literaturbriefen* dachte Mendelssohn über die »Eigensinnigkeit« von Sprachen nach, die der »schöne Geist« für die Dichtung der Nationen produktiv machen könne (Mendelssohn 1759: 230),⁴ und Thomas Abbt stellte Überlegungen »Von dem verschiedenen Genie der Deutschen und lat.[einischen] Sprache« an. Lessing und Ramler betätigten sich als Philologen, indem sie ihre Ausgabe von *Friedrich von Logaus Sinngedichten* 1759 mit »Anmerkungen über die Sprache des Dichters« versahen. Dabei betonten sie den Wert der »alten, lauten und reichen Sprache« des Barockdichters, die zu Unrecht in Vergessenheit geraten sei, und stellten die »veralteten Wörter« (Lessing/Ramler 1759: 6f.) in einem Glossar zusammen. In der Folge begann Lessing schließlich auch, Kollektaneen für ein allgemeines deutsches Wörterbuch anzufertigen – ein Vorhaben, das er nach dem Krieg aufgab, das seinen Freund Nicolai aber zeitlebens nicht losließ (vgl. Kappeler 2015).

Auf einer derart breiten Basis war das Bedürfnis nach einer spezifisch deutschen Ausdrucksweise, die mit den Attributen ›Alter‹, ›Stärke‹ und ›Männlichkeit‹ belegt wurde, zuvor in der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts noch nicht artikuliert worden (vgl. Langen 1978: 1033). Dennoch betraten die Berliner Aufklärer damit kein Neuland. Schon seit den 1740er Jahren schwelte in der Aufklärung ein Streit über die Prinzipien einer deutschen Literatursprache (Blackall 1966), der zuletzt vor allem von der germanistischen Linguistik reflektiert worden ist (Faulstich 2008; Scharloth 2005; Straßner 1995). Dessen zentrale Konfliktlinien sollen hier zunächst skizziert werden, damit im Anschluss genauer reflektiert werden kann, wie sich Kriegs- und Sprachdiskurs in diesem Kontext verschränkten.

So standen sich im »Sprachnormierungsdiskurs« (Faulstich 2008) des 18. Jahrhunderts anfanglich zwei Fraktionen gegenüber. In der Sehnsucht nach einer einheitlichen Schriftnorm, die das Deutsche im europäischen Vergleich konkurrenzfähig machen sollte, hatte der Leipziger Dichtungslehrer Johann Christoph Gottsched in seiner *Grundlegung einer deutschen Sprachkunst* (1748) zwei Direktiven ausgegeben. Die erste bestand in der Unterordnung aller Mundarten unter den »Dialekt der kultiviertesten Provinz« (Scharloth 2005: 529), den er – wie seit dem 17. Jahrhundert üblich (Blackall 1966: 76–78) – am eigenen Wirkungsort Sachsen identifizierte. Die zweite zielte auf eine philosophische Reinigung der Sprache, die sich am wolffianischen Prinzip der Deutlichkeit orientieren sollte und veraltete Wörter ebenso ausschloss wie Neologismen (Adler 2011: 24; Langen 1978: 1035f.). Auf eine knappe Formel gebracht, vertrat Gottsched ein modernistisches und ungeschichtliches Sprachideal, das den höchsten kulturellen Entwicklungsgrad privilegierte und den besten Sprachgebrauch der Gegenwart zum allgemeinen Maßstab machte (Langen 1978: 1033; Scharloth 2005: 182f.).

Mit dieser Position rief Gottsched allerdings den Widerstand von Johann Jakob Bodmer und Johann Jakob Breitinger hervor, mit denen er sich seit den 1730er Jahren im sogenannten ›Literaturstreit‹ befand (vgl. Döring 2009). Was die Zürcher Poetiker gegen die Leipziger Sprachregulierungsversuche aufbrachte, war vor allem der patriotische

4 Zum Echo des Begriffs in Herders *Fragmenten* vgl. Adler 2011: 24.

Stolz auf die heimische Mundart (Döring 2009: 69–75). Doch zur Verteidigung des Schweizer Dialekts entwickelten sie ein alternatives Sprachideal, dessen kulturtheoretische Konsequenzen sehr viel weiter gingen. In Breitingers *Critischer Dichtkunst* (1740) erhoben sie die Archaismen, Provinzialismen und Vulgarismen, von denen Gottsched die aufgeklärte Literatursprache zu reinigen versuchte, zu regelrechten Fenstern in die Vergangenheit (Langen 1978: 1040). Der »Original-Charakter einer Nation«, so Breitinger, habe sich gleichsam in den alten Sprachbestand »eingepreget« (Breitinger 1740: II, 46; vgl. Faulstich 2008: 433–435). Einen solchen Wortschatz mit historischer Tiefe, ergänzte Bodmer, finde man nach wie vor in den »Provinzen«, die sich nicht Gottscheds Kultivierungsdruck hätten fügen müssen: »Wahrhaftig die Verschiedenheit der Mundart in Sachsen [...] entsteht öfters daher, weil ienes gute alte Wörter hat untergehen lassen, die diese unverändert behalten haben« (Bodmer: Vorrede. In: Breitinger 1740: unpag.). Gerade in diesen Wörtern habe sich die Kraft der nationalen »Heldensprache« (Bodmer 1749: 46) erhalten, die im deutschen Mittelalter und Altertum gesprochen worden sei.

Anhand dieser summarischen Darstellung wird sichtbar, dass die konkurrierenden Zielvorstellungen für eine deutsche Literatursprache zugleich antagonistische Konzepte davon transportierten, was die nationale Kultur ausmache. Auf der einen Seite stand ein gegenwartsorientiertes Sprachmodell, das den erreichten kulturellen Fortschritt ausstellte (Gottsched), auf der anderen eine Orientierung an der Vergangenheit, die mit dem Versprechen nationaler Ursprünglichkeit versehen wurde (Bodmer/Breitinger). Dabei wurde in Leipzig die sprachliche Kultivierung zum Maßstab erklärt, während die Zürcher Rede von einer deutschen »Heldensprache« den Topos einer robusten Virilität anklingen ließ, der später in den Inszenierungen von Gleims *Preussischen Kriegsliedern* wiederkehrte.

Angesichts dieser Frontstellung kann der Streit um die deutsche Literatursprache in eine allgemeinere Konkurrenz zwischen zwei Selbstanalysen eingeordnet werden, die den deutschen Nationaldiskurs seit der Frühen Neuzeit prägte. Für diesen Dualismus hat Caspar Hirschi das Begriffspaar »Antibarbaries« und »Antiromanitas« eingeführt (Hirschi 2012; 2005). Ein Blick auf die diskursgeschichtlichen Regeln, die diese Alternative kennzeichneten, verspricht die kulturtheoretischen Implikationen beider Positionen schärfer hervorzuheben. Zugleich ist er entscheidend, um die Funktion der martialischen Untertöne in den Sprachdebatten des 18. Jahrhunderts zu bestimmen. Denn wie zu zeigen ist, war die Semantik heroischer Tapferkeit zentral für eine Leitdifferenz des tradierten Nationaldiskurses: Eine der Fragen, die diesen strukturierte, war die nach dem Vorrang von Kunst oder Krieg für das Selbstverständnis der deutschen Kultur (Hildebrandt 2019: 37).

Historisch lässt sich das diskursive Koordinatensystem, in dem sich die Beiträge zum Sprachdiskurs um 1750 situierten, mit Hirschi auf den frühneuzeitlichen »Wettkampf der Nationen« (Hirschi 2005) zurückführen. Seit der Renaissance, in der sich die romanischen Länder als Erben der römischen Antike inszenierten, waren die deutschen Gelehrten mit einem pauschalen Vorwurf der »Barbarei« (ebd.: 244; vgl. auch Amelung 1964) konfrontiert gewesen, der sich aus einer genealogischen Identifikation von Deutschen und Germanen herleitete. Das italienische Stereotyp des unzivilisierten Deutschen, der sich wie seine Vorfahren lediglich auf grausame Kriege verstehe und zu keiner Bildung fähig sei (ebd.: 243–249), hatte zwei Reaktionstypen hervorgerufen. Die Vertreter der Antibarbaries wie Konrad Celtis stellten sich vehement gegen den Barbareivorwurf; sie

setzten alles daran, Belege für eine deutsche Hochkultur zu präsentieren und zugleich die Bildung zu reformieren (ebd.: 302–319). In dieser Tradition stand noch das Sprachprojekt von Gottsched (vgl. Fulda 2010: v.a. 289f.).

Die Anhänger der Antiromanitas dagegen beantworteten den Barbareivorwurf mit einer entgegengesetzten Strategie. So bejahten Gelehrte wie Ulrich von Hutten oder Johannes Aventinus den Topos des kriegerischen Germanen, um daraus einen »Kult reiner Ursprünglichkeit« (Hirschi 2005: 312) abzuleiten. Vor allem Tacitus' *Germania* (1. Jh. n. Chr.), die im 15. Jahrhundert wiederentdeckt worden war (Mertens 2004: 59–61), diente ihnen als Referenzpunkt für einen nationalen Tugendkodex, in dessen Zentrum heroische Tugend und Tapferkeit standen (Garber 1996: 26f.). Im Anschluss an Tacitus' These von der Unvermischtheit der germanischen Kultur wurde besonders die Sprache zum Speicher nationaler Dispositionen erhoben (Hirschi 2012: 106–116; Roelcke 2000: 157–161). So formierte sich im 17. Jahrhundert ein Sprachpatriotismus unter antiromanischen Vorzeichen (Stukenbrock 2005: 69–144; Riemenschneider 1993): Im Kampf gegen eine vermeintliche französischen Überformung des Deutschen pries etwa Justus Georg Schottel in seinem *Horrendum bellum grammaticale* (1673) den »tapferen Thon unserer Teutschen Wörter«, der die »Tugend«, »Treu und Aufrichtigkeit« (Schottel 1673: 6) der germanischen Krieger an die Gegenwart vermitteln könne. An diese Tradition schlossen im 18. Jahrhundert die Zürcher Aufklärer an, die das antiromanische Sprachmodell zusätzlich durch das aktuelle Konzept des Nationalcharakters theoretisierten.

Im Horizont dieser langen diskursgeschichtlichen Linien tritt eine Affinität von Nation, Krieg und Sprache hervor, die im Zeichen der martialischen Antiromanitas stand. Vor diesem Hintergrund erschließt sich, warum die Literatur des Siebenjährigen Kriegs diesem Typus des Sprachdiskurses neuen Auftrieb verlieh. Strategisch nutzte Lessing die Topik der alten, kräftigen und heroischen Sprache für einen literaturpolitischen Angriff auf Gottsched: Mit dem Rückenwind der zeitgenössischen Kriegsbegeisterung – die er selbst politisch nicht teilte (vgl. Rohrwasser 1997) – positionierte der Kritiker die Lyrik der Berliner Partei als einen Gegenentwurf zum Leipziger Ideal einer kultivierten Nationalsprache. Nachklänge dieser Stoßrichtung finden sich noch in Herders *Fragmenten*, wenn darin heftig gegen die »Gottschedianer« polemisiert wird, die das Deutsche mit ihrem Sprachreinigungsprogramm »[völlig] entmannet[]« (Herder 1985: 191; Hervorhebung im Orig.) hätten.

Systematisch betrachtet, leitete die Berliner Version des antiromanischen Sprachdiskurses freilich eine größere Transformation in die Wege. Indem Lessing die Schweizer Vorstellung einer alten »Heldensprache« für die Kriegsglieder eines fiktiven Soldaten in Anspruch nahm, verschob er den konzeptionellen Sitz des Nationalcharakters auf folgenreiche Weise. Lokalpatriotisch motiviert, hatte Bodmer den Dialekt zum Speicher nationaler Tugenden erhoben: In der sprachtheoretischen Terminologie des 18. Jahrhunderts wurden die Archaismen an die Provinzialismen gekoppelt. Diese Emphase der lokalen Peripherie ersetzte Lessing durch eine der sozialen Peripherie, indem er die Spuren der Vergangenheit in den Vulgarismen suchte. »Denn der Landmann, der Bürger, der Soldat und alle die niedrigern Stände, die wir *das Volk* nennen«, schrieb er, »bleiben in den Feinheiten der Rede immer, wenigstens ein halb Jahrhundert zurück« (Lessing 1758: unpag.; Hervorhebung im Orig.). Im Kontext des Sprachdiskurses um 1750 war dies

im Grunde eine marginale Verschiebung, hatte Gottsched Archaismen, Provinzialismen und Vulgarismen doch gleichberechtigt als Verstöße gegen deutlichen Sprachausdruck kritisiert.⁵ Literaturgeschichtlich wurde damit jedoch die Basis für eine konzeptionelle Archaisierung aller niederen Stände gelegt (vgl. Bauman/Briggs 2003: 13f.), die Herders Vision einer philologischen Selbsterkundung motivierte, bei der das Volk im ganzen Sprachraum als lebendiges Archiv nationaler Dispositionen dienen sollte (ebd.: 180f.).

Sprachdiagnostik als Kulturdiagnostik in den *Fragmenten*

Der Blick auf die Dichotomie von Kunst und Krieg, die den rivalisierenden Positionen im Sprachdiskurs um 1750 eingeschrieben war, erhellt die Faszinationskraft der Antiromanitas in der Zeit des Siebenjährigen Kriegs: Solange die militärische Auseinandersetzung währte, bot die martialische Semantik einer starken, männlichen und heldenhaften Sprache den Kritikern der Berliner Aufklärung einen plausiblen Referenzpunkt für die Inszenierung der preußischen Kriegsdichtung. Angesichts dieses Befunds wird die Kontinuität, die von dieser Position zu Herders Fragmenten *Über die neuere Deutsche Literatur* führte, allerdings umso erklärungsbedürftiger. Auch nach dem Krieg rief Herder weiterhin dazu auf, den »Nationalcharakter« der Deutschen aus einer Sprache zu rekonstruieren, in der er noch die Reste einer ursprünglichen »Tapferkeit, Freiheit und Aufrichtigkeit« (Herder 1985: 374–376; Hervorhebung im Orig.) zu finden hoffte. Diese fortgesetzte Präferenz für die heroische Variante des deutschen Nationaldiskurses soll im Folgenden näher betrachtet werden. Zu fragen ist dabei, welche Funktion diese Übertragung für Herders Analyse der literarischen Nation in den *Fragmenten* erhielt.

In diesem Zusammenhang ist es wichtig, auf eine kulturtheoretische Erweiterung des aufgeklärten Sprachdiskurses hinzuweisen, die Herder in den *Fragmenten* vornahm. Wie gezeigt worden ist, hatten sich in der deutschen Literatur bis zu diesem Punkt zwei Perspektiven auf die Nation gegenübergestellt, die auch mit Blick auf die Sprache als Alternativen fungierten: Entweder, man verortete das zentrale Potential der deutschen Nation in ihrer fortschreitenden Kultivierung (Antibarbaries), oder man erklärte ihren natürlichen, kriegerischen Ursprung zum Kern des Nationalcharakters (Antiromanitas). Zwischen den Optionen hatte bis zum Siebenjährigen Krieg ein konzeptionelles Patt bestanden, das beiden Diskursen lediglich situative Vorteile erlaubte (vgl. Hirschi 2005: 302). Diese Konstellation veränderte sich mit den *Fragmenten*. Denn zu Beginn der Schrift platzierte Herder eine Reflexion *Von den Lebensaltern einer Sprache* (Herder 1985: 181–187), in der er die beiden Diskurse auf einer Achse der »Zeit« (Herder 1985: 181) anordnete und so in ein Modell kultureller Entwicklung überführte, das sie mit vielfältigen wertenden Zuschreibungen versah (vgl. Bauman/Briggs 2003: 165). Auf diese Weise erhielten die tradierten Sprachkonzepte neue, kulturdiagnostische Implikationen.

5 Gottscheds *Ausführliche Redekunst* (zuerst 1736) stellt dem deutlichen Stil eine »dunkle, undeutliche oder unverständliche Schreibart« entgegen, die u.a. durch die Anwendung von »altfränkischen Wörtern und Wortfügungen«, »Provinzialwörtern« und eine »pöbelhafte Art des Ausdrucks« (Gottsched 1975: 381–384) charakterisiert wird. Vgl. Straßner 1995: 138f.

Grundlegend für Herders Vorstellung eines »Kreislauf[s] aller Dinge«, die er aus der christlichen Denktradition der vier Lebensalter (Irmischer 2009: 214) und Condillacs *Essai sur l'origine des connaissances humaines* (II, 15, § 146–150) zusammensetzte, war dabei die Annahme von temporalen »Gesetze[n] der Veränderung« (Herder 1985: 181), die Menschen wie Nationen denselben Entwicklungsregeln unterwürfen. Individuen und Gemeinschaften, so Herder, würden sich im Laufe der Zeit auf analoge Weise verändern: »vom Schlechten zum Guten, vom Guten zum Vortrefflichen, vom Vortrefflichen zum Schlechten« und schließlich »zum Schlechten« (ebd.: 181). Ebenso sei es »auch mit der Sprache«, wie er schrieb: »[S]ie keimt, trägt Knospen, blüht auf und verblühet« (ebd.; Hervorhebung im Orig.).

Anhand einer organischen Metapher entwarf Herder damit ein Modell sprachlicher Entwicklung mit vier Stufen, die er in der Folge keineswegs gleichrangig bewertete. Wie Peter Michelsen herausgearbeitet hat, wird die konkrete Darstellung der Sprachstufen in den *Fragmenten* von einem dichotomen Denken strukturiert, das ein hierarchisches Gefüge entstehen lässt (vgl. Michelsen 1987: v.a. 229). So definierte Herder das Kindheits- und Jugendalter der Sprache durch eine Fülle an »Leidenschaften«, die den Ausdruck erst »heftig und stark«, dann »sinnlich und reich an kühnen Bildern« mache: Die erste Hälfte des Zyklus bringe die »poetische Periode« (Herder 1985: 182f.) der Sprache hervor. In scharfer Abgrenzung davon entwarf er die »Periode der Prose«, die er in den letzten beiden Sprachstufen situierte: »[W]enn wir einen Zeitpunkt in der Sprache für den am meisten poetischen annehmen: so muß nach demselben die Dichtkunst sich wieder neigen« (ebd.: 183), schrieb er. Dieser »Abfall« müsse als das Resultat einer fortschreitenden Kultivierung der Sprache begriffen werden, bei der die »Natur« mit der Zeit durch die Konventionen der »Kunst« gebändigt werde: »Je mehr man an Perioden künstelt, [...] je mehr Regeln eine Sprache erhält: desto vollkommener wird sie zwar, aber desto mehr verliert die wahre Poesie« (ebd.).

Deutlich wird das Kreislaufmodell hier durch ein weiteres Konzept der kulturellen Entwicklung überlagert, das einer zweistelligen Logik folgt. Durch die Identifikation eines Wendepunkts, an dem die Poesie in die Prosa kippe, evozierte Herder eine Vorstellung von Aufstieg und Niedergang. Im Wissen um die Sprachdiskurse des 18. Jahrhunderts ist dabei nicht schwer zu erkennen, wie sich die traditionellen Positionen auf das Schema verteilten. In der »starken« und »reichen« Sprache der Poesie, die Herder dem Stadium kultureller Aszendenz zuordnete, schrieb sich das sprachliche Ideal der Antiromanitas fort. Wenn die Periode der Prosa mit »Regeln« verknüpft wurde, die nicht zufällig an Gottscheds Sprach- und Dichtungslehre erinnerten, wurde das antibarbarische Ziel einer sich stetig verfeinernden Sprache dagegen als gefährlicher Weg in die Dekadenz markiert.

Mit dieser Darstellung bewies Herder eine Affinität zu den Anfängen kultureller Entwicklung, die er besonders mit einigen französischen Zeitgenossen teilte (vgl. Fink 1991: 477f.). Nicht nur Jean-Jacques Rousseau hatte die Frage, ob der wissenschaftliche und künstlerische Fortschritt sich vorteilhaft auf Kulturen auswirke, im *Discours sur les sciences et les arts* (1750) mit einer Absage beantwortet. Diese diskursgeschichtliche Linie lässt sich noch einen Schritt weiterverfolgen. So verweist Rousseaus Kontrastierung zwischen dem antiken Rom in seinen Anfängen, das ein »Tempel der Tugend« und »Tapferkeit« gewesen sei, und dem Imperium, das durch einen »Schwarm schlüpfriger Schriftsteller«

zur »Schaubühne aller Laster« (Rousseau 1988: 38f.) geworden sei, auf Montesquieus *Considérations sur les causes de la grandeur des Romains et de leur décadence* (1734, vgl. Rahe 2008), die das Schema von Aufstieg und Niedergang prominent im Titel führen. Diese Schrift lieferte den kulturtheoretischen Ausgangspunkt für zahlreiche »Mythen des Anfangs« (Jauß 1989) in der Aufklärung und wies dabei dem Krieg zentrale Funktionen zu. Denn Montesquieu hatte die gewohnte Hierarchie von Kunst und Krieg auf den Kopf gestellt, um der stolzen Selbststilisierung des absolutistischen Frankreichs zum Erben römischer Hochkultur den Boden zu entziehen (Hildebrandt 2019: 55–68). Das aufsteigende Rom wurde bei ihm mit der Republik identifiziert, die nach einem »Grundsatz des immerwährenden Kriegs« (Montesquieu 1962: 9) gelebt habe; der Niedergang der Römer dagegen wurde als Effekt übermäßiger Kultivierung in der Kaiserzeit gedeutet, die »Weichlichkeit« und »Pomp« (ebd.: 148f.) hervorgebracht habe.

Anhand eines solchen Schemas von Aufstieg und Niedergang legte Herder sich in den *Fragmenten* ein Bewertungssystem für die deutsche Sprache zurecht, das als Maßstab für seine Analyse der nationalen Kultur im Jahr 1766 fungierte. Der Ort, den er der deutschen Sprache auf der entworfenen Kurve kultureller Entwicklung zuwies, diente zugleich als Indikator für die zukünftigen Potentiale der deutschen Literatur. Das Votum, zu dem er in den Ausführungen *Von den Lebensaltern einer Sprache* gelangte, ist dabei insofern bemerkenswert, als die aktuelle Situation zu einem Entscheidungsmoment stilisiert wird.

Aus Herders Sicht befand sich die deutsche Sprache – wie alle europäischen Sprachen der Gegenwart – bereits im Zeitalter der »Prose« (Herder 1985: 187). Anders als das Französische, das er durch übermäßige regulierende »Fesseln« (ebd.: 219) weit in Richtung Niedergang vorgerückt sah, verortete er sie jedoch am mittleren Punkt einer »schönen Prose«, der es Poeten, Philosophen und Kritikern erlaube, »auf beide Seiten aus[zu]lenken« (ebd.: 184; vgl. Helmreich 2013: 148f.). Dieses Schwellenstadium, so Herder, verschaffe der nationalen Kultur derzeit den »beste[n] Platz« (Herder 1985: 182) auf der Kurve; einen Platz, der im entworfenen Bild freilich zugleich von einer Abwärtsdynamik bedroht war. Daher verordnete Herder den heimischen Gelehrten eine Spracharbeit, die das Deutsche nicht nur zur »philosophischen Vollkommenheit« bilde, wie es der »Lieblingsgedanke so vieler neuen Sprachverbesserer« (ebd.: 184) in der Aufklärung gewesen sei – denn dieses (gottschedianische) Streben riskierte laut seinem Modell, das Gleichgewicht zu destabilisieren. Stattdessen formulierte Herder das Ziel, die eigene Sprache auf lange Zeit »in der Mitte schweben« (ebd.: 187) zu lassen. Aus diesem Grund forderte er, ab jetzt verstärkt auf die ursprünglichen und »dichterischen« (ebd.; Hervorhebung im Orig.) Potentiale des Deutschen zu achten und, wenn nötig, diese überhaupt erst philologisch zu erschließen (vgl. Adler 2011: 23; Scharloth 2005: 429).

Im Lichte dieses Modells erhält der Aufruf zu einer Erkundung der alten, starken und heroischen Qualitäten der deutschen Sprache, dem Herder sich im weiteren Verlauf der *Fragmente* verschrieb, eine kulturpolitische Funktion. Im Kontext der temporalisierten Vorstellung von Aufstieg und Niedergang implizierte das Werben für das antiromanische Sprachmodell eine Orientierung auf die nationale Vergangenheit, die das Zukunftsstreben der aufgeklärten Sprachreformen auszubalancieren versprach. Über die angekündigte Bestandsaufnahme der deutschen Literatur nach dem Siebenjährigen Krieg hinausgehend, formulierte er somit auch ein Projekt zur Einflussnahme auf deren weitere Entwicklung, das auf die Sprachkonzepte aus der Kriegsdichtung zurückgriff.

Den Hintergrund dafür bilden die hier rekonstruierten Semantiken, die sich im Zuge der Sprachnormierungsdiskurse des 18. Jahrhunderts und ihrer Systematisierung in den *Fragmenten* an die Anfänge der deutschen Sprache angelagert hatten. Seit der Frühen Neuzeit waren ältere Sprachstufen mit dem Versprechen verknüpft worden, heroische Zeiten aktualisieren zu können (Schottel, Bodmer/Breitinger); seit den *Preussischen Kriegsliedern* (Gleim/Lessing) versprach der Krieg umgekehrt auch, die Potentiale einer alten, als spezifisch deutsch aufgefassten Literatursprache zu reaktivieren. Aus dieser Vorstellung leitete Herder eine allgemeinere Zielsetzung ab. Für ihn diente die Auseinandersetzung mit dem alten, kriegerischen ›Genius der Sprache‹ einer Rückbindung an den Anfang der nationalen Kultur, die den Deutschen langfristig eine florierende Literatur sichern sollte. Die Zukunft der deutschen Sprache, Kultur und Dichtung, so ließe sich Herders Analyse des Deutschen in den *Fragmenten* zusammenfassen, wurde demnach in ihrer Vergangenheit gesucht. Für diese Idee stand die Lyrik des Siebenjährigen Kriegs Pate, welche die diskursiven Affinitäten von Krieg, Nation und Anfänglichkeit kurz zuvor ins allgemeine Bewusstsein gerufen hatte.

Dieser Diskurszusammenhang, in dem der Krieg als positiver (Neu-)Anfang für die deutsche Sprache und Kultur gedeutet wurde, blieb in den folgenden Jahrhunderten eine feste Bezugsgröße für Narrative der nationalen Literaturgeschichte. Angefangen bei Goethe, der den Siebenjährigen Krieg in *Dichtung und Wahrheit* (1811–1833) als Nullpunkt einer »Nationaldichtung« (Goethe 2000, Bd. 9: 279) im eigentlichen Sinn markierte, zieht der Topos sich durch die Literaturgeschichten des 19. Jahrhunderts, die den Waffengang z.B. als Faktor poetischer »Regeneration« (Gervinus 1840: 3; dazu 217–220) oder als »Wiedergeburt der deutschen [...] Sitte und Denkart« (Hettner 1864: 161) feierten. Dass diese Diskurstradition schließlich in den Kriegen des 20. Jahrhunderts eine unheilvolle Karriere machte, muss nicht eigens betont werden. Wer ein vereinfachendes Urteil über diese Linie der Deutschland-Analyse vermeiden will, muss den Topos ›Krieg‹ in jedem einzelnen Kontext auf seine argumentative Funktion untersuchen und fragen, in welchem Verhältnis kulturphilosophische Schemata und historisch-politische Diskurse stehen. Sicher ist, dass die Geschichte von der Begründung der deutschen Nationalliteratur nicht ohne den Faktor Krieg erzählt werden kann, der in den Sprach- und Kulturtheorien der Aufklärung mit einem langlebigen Zukunftsversprechen versehen wurde.

Dieser Beitrag hat ein peer-review-Verfahren mit double-blind-Standard durchlaufen.

Literatur

- ADLER, Hans (2011): »Die Sorge um Wort, Text und Sprache: Johann Gottfried Herder«. In: *Geschichte der Germanistik* 39/40, 21–32.
- ADLER, Hans (2000): »Nation. Johann Gottfried Herders Umgang mit Konzept und Begriff«. In: *Unerledigte Geschichten. Der literarische Umgang mit Nationalität und Internationalität*, hg. v. Gesa von Essen/Horst Turk, Göttingen: Wallstein, 39–56.
- AMELUNG, Peter (1964): *Das Bild des Deutschen in der italienischen Renaissance (1400–1559)*, München: Hueber.
- ANDERSON, Benedict (2006 [1983]): *Imagined Communities. Reflections on the Origin and Spread of Nationalism*, rev. ed., London, New York: Verso.

- BAUMAN, Richard/BRIGGS, Charles L. (2003): *Voices of Modernity. Language Ideologies and the Politics of Inequality*, Cambridge: Cambridge University Press.
- BLACKALL, Eric A. (1966): *Die Entwicklung des Deutschen zur Literatursprache 1700–1775*, Stuttgart: Metzler.
- BÖHLER, Michael (2002): »Vom Umgang der Literaturwissenschaft mit kulturtopographischen Aspekten der deutschsprachigen Literatur«. In: *Kulturtopographie deutschsprachiger Literaturen. Perspektivierungen im Spannungsfeld zwischen Integration und Differenz*, hg. v. dems./Hans Otto Horch, Tübingen: Niemeyer, 11–44.
- [BODMER, Johann Jakob (1749)]: »Grundlegung der deutschen Sprachkunst, von J. C. Gottscheden [Rezension]«. In: *Freymüthige Nachrichten von Neuen Büchern und Andern zur Gelehrtheit gehörigen Sachen*, hg. v. dems., Bd. 6, 5. Februar 1749, St. 6, 42–46.
- BREITINGER, Johann Jakob (1740): *Critische Dichtkunst, worinnen die Poetische Mahlerey in Absicht auf die Erfindung im Grunde untersucht und mit Beyspielen aus den berühmtesten Alten und Neuern erläutert wird*, 2 Bde., Zürich: Orell und Comp.
- DÖRING, Detlef (2009): »Der Literaturstreit zwischen Leipzig und Zürich in der Mitte des 18. Jahrhunderts. Neue Untersuchungen zu einem alten Thema«. In: *Bodmer und Breitinger im Netzwerk der europäischen Aufklärung*, hg. v. Anett Lütteken/Barbara Mahlmann-Bauer, Göttingen: Wallstein, 60–104.
- FAULSTICH, Katja (2008): *Konzepte des Hochdeutschen. Der Sprachnormierungsdiskurs im 18. Jahrhundert*, Berlin, New York: De Gruyter.
- FINK, Gonthier-Louis (1991): »Das Bild des Nachbarvolkes im Spiegel der deutschen und französischen Hochaufklärung (1750–1789)«. In: *Nationale und kulturelle Identität. Studien zur Entwicklung des kollektiven Bewußtseins in der Neuzeit*, hg. v. Bernhard Giesen, Frankfurt/Main: Suhrkamp, 453–492.
- FRÜHWALD, Wolfgang (1986): »Die Idee kultureller Nationenbildung und die Entstehung der Literatursprache in Deutschland«. In: *Nationalismus in vorindustrieller Zeit*, hg. v. Otto Dann, München: Oldenbourg, 129–142.
- FULDA, Daniel (2010): »Zwischen Gelehrten- und Kulturnationalismus. Die ›deutsche Nation‹ in der literaturpolitischen Publizistik Johann Christoph Gottscheds«. In: *Die deutsche Nation im frühneuzeitlichen Europa. Politische Ordnung und kulturelle Identität?*, hg. v. Georg Schmidt, München: Oldenbourg, 267–291.
- GAIER, Ulrich (2007): »Volkspoesie, Nationalliteratur, Weltliteratur bei Herder«. In: *Die europäische République des lettres in der Zeit der Weimarer Klassik*, hg. v. Michael Knoche/Lea Ritter-Santini, Göttingen: Wallstein, 101–116.
- GAIER, Ulrich (1998): »Epidemischer Zeit- und Nationalwahnsinn. Herder zwischen geläutertem Patriotismus und Kritik am Nationalismus«. In: *Königsberg-Studien. Beiträge zu einem besonderen Kapitel der deutschen Geistesgeschichte des 18. und angehenden 19. Jahrhunderts*, hg. v. Joseph Kohnen, Frankfurt/Main u.a.: Peter Lang, 179–190.
- GAIER, Ulrich (1988): *Herders Sprachphilosophie und Erkenntniskritik*, Stuttgart-Bad Cannstatt: Frommann-Holzboog.
- GERVINUS, Georg Gottfried (1840): *Geschichte der poetischen National-Literatur der Deutschen*, 5 Bde., Bd. 4, Leipzig: Engelmann.
- GLEIM, Johann Wilhelm Ludwig/RAMLER, Karl Wilhelm (1906–1907): *Briefwechsel zwischen Gleim und Ramler*, hg. und erl. v. Carl Schüddekopf., 2 Bde. Tübingen: Litterarischer Verein in Stuttgart.

- GLEIM, Johann Wilhelm Ludwig/Uz, Johann Peter (1899): *Briefwechsel zwischen Gleim und Uz*, hg. und erl. v. Carl Schüddekopf. Tübingen: Litterarischer Verein in Stuttgart.
- GOETHE, Johann Wolfgang von (2000 [1811–1833]): »Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit«. In: Ders.: *Werke. Hamburger Ausgabe in 14 Bdn.*, hg. v. Erich Trunz, 16., durchges. Aufl., Bd. 9, München: dtv.
- GOTTSCHED, Johann Christoph (1975 [1759]): »Ausführliche Redekunst. Erster, allgemeiner Theil«. In: Ders.: *Ausgewählte Werke*, hg. v. Phillip M. Mitchell, 12 Bde., Bd. 7.1, hg. v. Rosemary Scholl, Berlin, New York: De Gruyter.
- HELMREICH, Christian (2013): »Herders Lyrik. Über die Möglichkeit von Poesie im prosaischen Zeitalter der Sprache«. In: *Herder und die Künste. Ästhetik, Kunsttheorie, Kunstgeschichte*, hg. v. Elisabeth Décultot/Gerhard Lauer, Heidelberg: Winter, 141–159.
- HERDER, Johann Gottfried (1985 [1766/1767]): »Über die neuere deutsche Literatur«. In: Ders. *Werke in zehn Bdn.*, hg. v. Günter Arnold et al., 10 Bde., Bd. 1: Frühe Schriften 1764–1772, hg. v. Ulrich Gaier, Frankfurt/Main: Deutscher Klassiker Verlag, 161–539.
- HETTNER, Hermann (1864): *Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts*, 3 Bde., Bd. 3, Braunschweig: Vieweg und Sohn.
- HIE, Markus (2015): *Altes Reich und Neue Dichtung. Literarisch-politisches Reichsdenken zwischen 1740 und 1830*, Berlin, Boston: De Gruyter.
- HILDEBRANDT, Annika (2019): *Die Mobilisierung der Poesie. Literatur und Krieg um 1750*, Berlin, Boston: De Gruyter.
- HIRSCHI, Caspar (2012): *The Origins of Nationalism. An Alternative History from Ancient Rome to Early Modern Germany*, Cambridge: Cambridge University Press.
- HIRSCHI, Caspar (2005): *Wettkampf der Nationen. Konstruktionen einer deutschen Ehrgemeinschaft an der Wende vom Mittelalter zur Neuzeit*, Göttingen: Wallstein.
- IRMSCHER, Hans Dietrich (2009): »Witz und Analogie als Instrumente des entdeckenden Erkennens«. In: »Weitstrahlsinniges« *Denken. Studien zu Johann Gottfried Herder*, hg. v. Marion Heinz/Violetta Stolz, Würzburg: Königshausen & Neumann, 207–236.
- JACOB, Joachim (2013): »Johann Gottfried Herders *Fragmente über die neuere deutsche Literatur* und Heinrich Wilhelm von Gerstenbergs *Briefe über Merkwürdigkeiten der Litteratur*. Gibt es eine Poetik des Sturm und Drang?« In: *Sturm und Drang. Epochen – Autoren – Werke*, hg. v. Matthias Buschmeier/Kai Kauffmann, Darmstadt: WBG, 68–84.
- JAUSS, Hans Robert (1989): »Mythen des Anfangs: Eine geheime Sehnsucht der Aufklärung«. In: Ders.: *Studien zum Epochenwandel der ästhetischen Moderne*, Frankfurt/Main: Suhrkamp, 24–66.
- KAPPELER, Manfred (2015): *Lessings Kiste. Nicolais Plan und das Grimmsche Wörterbuch*, Berlin: Nicolai.
- KOSELLECK, Reinhart (1992): »Volk, Nation, Nationalismus, Masse«. In: *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*, hg. v. Otto Brunner/Werner Conze/dems., 8 Bde. in 9, Bd. 7, Stuttgart: Klett-Cotta, 141–431.
- LANGEN, August (1978): »Deutsche Sprachgeschichte vom Barock bis zur Gegenwart«. In: *Deutsche Philologie im Aufriss*, hg. v. Wolfgang Stammer, 2 Bde., 2. überarb. Aufl., unveränd. Nachdruck, Bd. 2, Berlin: Erich Schmidt, 931–1396.
- LEIBNIZ, Gottfried Wilhelm (1988 [1717]): »Unvorgreifliche Gedancken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der Teutschen Sprache«. In: *Das Zeitalter des Barock. Texte und Zeugnisse*, hg. v. Albrecht Schöne, München: C.H. Beck, 45–51.

- LESSING, Gotthold Ephraim/RAMLER, Karl Wilhelm (1759): »Vorbericht von der Sprache des Logau«. In: *Friedrichs von Logau Sinngedichte. Zwölf Bücher. Mit Anmerkungen über die Sprache des Dichters*. Leipzig: Weidmann.
- [LESSING, Gotthold Ephraim] (1758): »Vorbericht«. In: [Johann Wilhelm Ludwig Gleim:] *Preussische Kriegslieder in den Feldzügen 1756 und 1757 von einem Grenadier. Mit Melodien*, Berlin: Voß.
- [MENDELSSOHN, Moses (1759)]: »62. Brief«. In: *Briefe, die Neueste Litteratur betreffend*, hg. v. Gotthold Ephraim Lessing/dems./Friedrich Nicolai, 4. Theil, Berlin, Stettin: Nicolai, 230–241.
- MERTENS, Dieter (2004): »Die Instrumentalisierung der ›Germania‹ des Tacitus durch die deutschen Humanisten«. In: *Zur Geschichte der Gleichung ›germanisch-deutsch‹. Sprache und Namen, Geschichte und Institutionen*, hg. v. Heinrich Beck et al. Berlin, New York: De Gruyter, 37–101.
- MICHELSSEN, Peter (1987): »Regeln für Genies. Zu Herders ›Fragmenten‹ ›Ueber die neuere Deutsche Litteratur«. In: *Johann Gottfried Herder 1744–1803*, hg. v. Gerhard Sauder, Hamburg: Meiner, 225–237.
- MONTESQUIEU, Charles Louis de (1962 [1734]): *Betrachtungen über die Ursachen von Größe und Niedergang der Römer*. Mit den Randbemerkungen Friedrichs des Großen, übers. u. hg. v. Lothar Schuckert, Bremen: Schünemann 1962.
- NICOLAI, Friedrich (1783): »Schreiben an den Hrn. Professor Lichtenberg in Göttingen«. In: *Göttingisches Magazin der Wissenschaften und Litteratur* 3: 3, 387–401.
- [NICOLAI, Friedrich (1765)]: »333. Brief«. In: *Briefe, die Neueste Litteratur betreffend*, hg. v. Gotthold Ephraim Lessing/Moses Mendelssohn/dems., 23. Theil, Berlin, Stettin: Nicolai, 89–96.
- RIEMENSCHNEIDER, Hartmut (1993): »Sprachpatriotismus. Nationale Aspekte in der literarischen Kultur des deutschen Barock«. In: *Dichter und ihre Nation*, hg. v. Helmut Scheuer, Frankfurt/Main: Suhrkamp, 38–52.
- ROELCKE, Thorsten (2000): »Der Patriotismus der barocken Sprachgesellschaften«. In: *Nation und Sprache. Die Diskussion ihres Verhältnisses in Geschichte und Gegenwart*, hg. v. Andreas Gardt, Berlin, New York: De Gruyter, 139–168.
- ROHRWASSER, Michael (1997): »Lessing, Gleim und der nationale Diskurs«. In: *Lenz-Jahrbuch. Sturm-und-Drang-Studien* 7, 137–162.
- ROSE, Dirk (2015): »Lessings Krieg. Zum publizistischen und polemikgeschichtlichen Ort der Litteraturbriefe (1759–1765)«. In: *Krieg und Frieden im 18. Jahrhundert. Kulturgeschichtliche Studien*, hg. v. Stefanie Stockhorst, Hannover: Werhahn, 93–111.
- ROUSSEAU, Jean-Jacques (1988): *Schriften*, hg. v. Henning Ritter, 2 Bde., Frankfurt/Main: Fischer.
- SCHARLOTH, Joachim (2005): *Sprachnormen und Mentalitäten. Sprachbewusstseinsgeschichte in Deutschland im Zeitraum von 1766–1785*. Tübingen: Niemeyer.
- SCHMIDT, Georg (2007): »Friedrich Meineckes Kulturnation. Zum historischen Kontext nationaler Ideen in Weimar-Jena um 1800«. In: *Historische Zeitschrift* 284, 597–622.
- SCHOTTEL, Justus Georg (1673): *Horrendum Bellum Grammaticale Teutonum antiquissimorum [...]*, Braunschweig: o.A.

- SUPHAN, Bernhard (1877): »Einleitung«. In: Johann Gottfried Herder: *Sämmtliche Werke*, hg. v. d. d. m., 33 Bde., Bd. 1, Berlin: Weidmann, XV–XLIV.
- STRASSNER, Erich (1995): *Deutsche Sprachkultur. Von der Barbarensprache zur Weltsprache*, Tübingen: Niemeyer.
- STUKENBROCK, Anja (2005): *Sprachnationalismus. Sprachreflexion als Medium kollektiver Identitätsfindung in Deutschland (1617–1945)*, Berlin, New York: De Gruyter.
- WIEDEMANN, Conrad (1986): »The Germans' Concern about their National Identity in the Pre-Romantic Era: An Answer to Montesquieu?« In: *Concepts of National Identity – an Interdisciplinary Dialogue*, hg. v. Peter Boerner, Baden-Baden: Nomos, 141–152.

